

STADT UND UNSICHERHEIT. ENTSCHLÜSSELUNGSVERSUCHE EINES VERTRAUTEN THEMAS IN STETS NEUEN FACETTEN

Herbert Glasauer

Die persönliche Sicherheit wird von der Bevölkerung in Deutschland auch zu Beginn des 21. Jahrhunderts weiterhin als negativ eingeschätzt. Als Furcht vor Kriminalität in den Medien thematisiert, wird in Umfragen nach der Arbeitslosigkeit die Sorge um die Entwicklung der Kriminalität als wichtiges Problem erachtet und steht im Zentrum des öffentlichen Interesses und der politischen Diskussion. Ist es daher nicht nahe liegend, dass die Herstellung von Sicherheit sich zu einem bevorzugten Aktionsfeld von Politikern unterschiedlicher Couleur entwickelt hat, dass zahlreiche bundesrepublikanische Städte und Gemeinden das Thema als kommunale Aufgabe entdeckt haben?

Sicherheit, Sauberkeit und Ordnung im öffentlichen Raum sind die grundlegenden Leitmotive des Instrumentariums aus Kontroll-, Überwachungs- und Ausschlusstechniken (Beste 2000). Würde man den sicherheitstechnischen Aktionismus als konsequente Reaktion auf die objektive Situation im öffentlichen Raum bundesrepublikanischer Städte halten, so könnte man zu der Überzeugung gelangen, dass die Gefährdung im öffentlichen Stadtraum in den letzten zwei Jahrzehnten dramatisch zugenommen hat.

Tatsächlich gibt es *erstens* dafür keine empirisch belastbaren Belege. Stattdessen können wir davon ausgehen, dass die Städte und insbesondere der öffentliche Raum in der Geschichte wohl kaum sicherer waren als heute.

Zweitens erzeugen die vorgeschlagenen Konzepte und Strategien zur Herstellung von „Sicherheit“ bei näherer Betrachtung vielerlei Fragen: Die in der polizeilichen Kriminalitätsstatistik zusammengefassten Delikte haben nur sehr wenig mit den realen Gefährdungen von Menschen im öffentlichen Raum zu tun. Gefährdungen für das körperliche Wohlbefinden der Menschen gehen dort vor allem vom Straßenverkehr aus. Davon besonders betroffen sind Kinder und Jugendliche, die den hohen Geschwindigkeiten des Automobilverkehrs zum Opfer fallen. Eine Erhöhung der Sicherheit durch die Reduktion der innerörtlichen Höchstgeschwindigkeit scheint den politischen Sicherheitspropheten nicht opportun.

Drittens müssen wir konstatieren, dass die in Befragungen häufig befürchteten gewalttätigen Übergriffe weniger im öffentlichen Raum als in der Privatsphäre und im sozialen Nahfeld der Opfer stattfinden. Dort trifft es insbesondere Frauen und Kinder. Die Täter sind nicht die unbekannten Fremden. Fast ausschließlich sind es vertraute Personen, wie Väter, Verwandte, Nachbarn und Bekannte.

Trotzdem konzentrieren sich die gesellschaftliche Debatte wie auch die kommunalen Aktionen und Maßnahmen zur Reduktion der Unsicherheit und Ängste vor Gewalt vorwiegend auf den öffentlichen Raum der Innenstädte. Diese sind bekanntermaßen gerade nicht die Orte des Wohnens, also Orte, an denen sich die Menschen vergleichsweise lange aufhalten, es sind die Domänen des umsatzstarken Kommerzes. Symbolische Aktionen sollen dort kriminelle Delikte unterbinden – und zielen vorwiegend auf die Vertreibung sozialer Randgruppen. Dort nicht erwünscht sind arbeitslose Menschen aus unteren sozialen Schichten, physisch und psychisch gekennzeichnet durch Suchtprobleme, die den öffentlichen Raum ohne erkennbares Ziel besetzen oder durchstreifen. Sie kommen überwiegend aus Quartieren, die durch kommunale Sicherheitsmaßnahmen nicht berührt werden.

Und *viertens* lassen sich die Ergebnisse zahlreicher kriminologischer Untersuchungen in dem folgenden Fazit zusammenfassen:

Abbildung 1: Warning. Hands off our kids (Davis 1998: 388)



1. Das subjektive Unsicherheitsempfinden kann weder durch das Ausmaß noch die Entwicklung der befürchteten kriminellen Tatbestände erklärt werden.
2. Die Kriminalitätsfurcht kann weder als Folge gravierender persönlicher Viktimisierungserfahrung noch als Verlust von sozialer Kontrolle im Wohnumfeld interpretiert werden.

Woraus resultiert diese Diskrepanz zwischen dem Ausmaß realer Gefährdung im öffentlichen Stadtraum und den gesellschaftlich virulenten Empfindungen und Diskussionen darüber. Wieso spielen das Ausmaß, die tatsächlichen Ort wie auch die Anlässe tatsächlicher Gefährdung im Alltag der Menschen in dieser Debatte keine Rolle? Ich möchte in diesem Beitrag die Problematik aus verschiedenen Blickwinkeln betrachten und einige Thesen zu ihrer Deutung anbieten. Und ich möchte dies beispielhaft an der Angst vieler Frauen bei der Nutzung des öffentlichen Stadtraumes illustrieren, da mir die Diskrepanz hier besonders ausgeprägt erscheint.

Gewalt ist nicht (immer und überall) Gewalt

1. These: Die Beurteilung der *antizipierten Gefahr* im öffentlichen Stadtraum ist eingebunden in einen *Wahrnehmungs- und Interpretationsprozess*. Darin wird die *gesellschaftliche Konstruktion von Sicherheit und Unsicherheit* deutlich. Gesellschaftliche Veränderungen schlagen sich in Veränderungen dieses Konstruktions nieder, welches zu *Ängsten* führt, die *epochal variieren*.

Die Tatsache, dass es sich selbst bei den häufig genannten „Angsträumen“ von Frauen keineswegs um herausragende Orte der Gewalt gegen Frauen handelt (Schreyögg 1989; Becker 2000; Ruhne 2002), und gleichzeitig der Ort der vorwiegenden Gefährdung, nämlich der private Raum, als Enklave der Sicherheit gilt, verweist auf eine Widersprüchlichkeit.¹ Diese Widersprüchlichkeit ist keineswegs Ausdruck weiblicher Irrationalität, sondern macht deutlich, dass die Beurteilung der *antizipierten Gefahr* eingebunden ist in einen *Wahrnehmungs- und Interpretationsprozess*, der die *gesellschaftliche Konstruktion von Sicherheit und Unsicherheit* deutlich macht: Was wir *persönlich* als Unsicherheit oder Sicherheit empfinden, wie wir damit umgehen, ist vor allem *gesellschaftlich* geprägt (Bonß 1997).

1 Die Angaben zum Anteil gewalttätiger und sexueller Übergriffe gegen Frauen im sozialen Nahfeld schwanken in der Literatur zwischen etwa 70 und 90 Prozent. Aus kriminologischen Dunkelfelderhebungen wissen wir zudem, dass die Anzeigebereitschaft mit der sozialen Nähe zum Täter dramatisch sinkt: Im Familien- und Verwandtschaftsbereich werden nur etwa 10 Prozent der Übergriffe angezeigt. Die in der öffentlichen Debatte vorwiegend thematisierten sexuellen Übergriffe im öffentlichen Raum durch den anonymen Fremden reduzieren sich quantitativ daher auf eine minimale Restgröße.

Abbildung 2: Filmszene aus Reeds „Third Man“



Betrachtet man das Resultat der feministischen Debatte um strukturelle und physische Gewalt von Männern gegenüber Frauen ab den 1980er Jahren in Deutschland, so kann man eine gravierende Veränderung der gesellschaftlichen Wahrnehmung von Gewalt feststellen: Verhaltensweisen, die vor wenigen Jahrzehnten unhinterfragt als Ausdruck „männlichen“ oder „jugendlichen“ Lebensstils galten, werden heute als Gewaltdelikte wahrgenommen und strafrechtlich relevant. Dies gilt für körperliche Übergriffe in der Ehe ebenso wie für Raufereien unter Jungmännern, die heute nicht mehr gesellschaftliche akzeptiert sind – insbesondere dann, wenn es sich um Attacken stigmatisierter sozialer Gruppen gegen Mitglieder der einheimischen Mittel- und Oberschicht handelt.

Jede gesellschaftliche Epoche scheint dabei ihr spezifisches Profil von Sicherheit und Unsicherheit zu haben, wobei der absolute Gegensatz von Sicherheit und Unsicherheit unter technischen wie sozialen Gesichtspunkten ein scheinbarer ist: Die Herstellung von Sicherheit läuft nur in Grenzfällen auf eine tatsächliche Abschaffung von Gefahren hinaus. Trotz aller

Versuche der Gefahrenbeseitigung bleibt das viel zitierte Restrisiko.

Die gesellschaftliche Konstruktion von Sicherheit und Unsicherheit gilt gleichermaßen auch für andere lebensweltliche Bereiche: Die Risikoeinschätzung der Teilnahme am Straßenverkehr, der Beurteilung der Strahlenbelastung durch Atomkraftwerke oder Mobilfunkantennen, der gesundheitlichen Gefährdungen durch BSE oder Nitrofen machen deutlich, dass sich subjektive (Un-)Sicherheiten selten an objektiven Gefährdungen orientieren.

Jede historische Epoche hat ihre spezifischen Ängste

2. These: Gesellschaftlich virulente Ängste werden in jeweiligen Epochen neu produziert.

Die gesellschaftliche Konstruktion von Sicherheit und Unsicherheit ist zudem ein dynamischer Prozess, in welchem sich die Deutung der Gefährdung wie auch der Umgang damit verändern kann. Nach Auffassung des Soziologen Zygmunt Bauman ist die Angst im menschlichen Leben nichts Neues. „Die Menschheit kannte sie von Anbeginn [...] Jede Ära in der Geschichte hatte ihre eigenen Ängste, die sie von anderen Epochen unterschied; oder besser gesagt, jede Epoche gab den bekannten Ängsten Namen eigener Schöpfung.“ (1997: 170) Wenn der Psychoanalytiker Horst-Eberhard Richter (1992) von der Angst als einer elementaren Farbe des Lebens redet, so bezieht sich dies auf die individuelle Ebene. Baumans These zielt auf die Erkenntnis ab, dass auch Gesellschaften in jeweiligen historischen Epochen jeweilige kollektive Ängste generieren und zelebrieren. Dabei kann es sich um die antizipierte Bedrohung durch „das Judentum“, „den Russen“, „die Asylanten“ oder aktuell „den islamistischen Terrorismus“ handeln.

Was könnte die Ursache, der Antrieb sein, diese epochalen Ängste jeweils neu zu generieren? Bauman verweist in seinen

Überlegungen zu den Ursachen dieser Ängste auf die Unumstößlichkeit der menschlichen Endlichkeit – der „Mutter aller Bedrohungen“ – (Bauman 1997: 171), während Joachim Schlor in dem Themenzyklus „Unsichere (Groß-)Stadt“ exemplarisch für die Städte London, Paris und Berlin herausgearbeitet und deutlich gemacht hat, dass derartige Ängste gerade während und in Folge gravierender gesellschaftlicher Umbrüche virulent werden – und sich insbesondere auf den öffentlichen Stadtraum beziehen.

Meiner Ansicht nach wird die aktuelle Debatte um notwendige Liberalisierungen, die Forderung nach mehr Freiheit im ökonomischen Bereich, von den Menschen verstanden als elementarer Angriff auf die Sicherheit eines materiellen und menschenwürdigen Lebens. Der den Erfordernissen einer unentrinnbaren Globalisierung geschuldete Zwang zu mehr ökonomischer Freiheit verbietet jedoch, dass die Ängste sich auf das „Schicksal Globalisierung“ kaprizieren. Sie müssen sich ein Objekt bzw. Subjekt suchen, ein Problem, welches bearbeitbar, welches eliminierbar erscheint. Politische Instrumentalisierungen und medienwirksame Skandalisierungen schaffen dafür eine großartige, facettenreiche Bühne. Die sogenannte Kriminalitätsbekämpfung scheint sich hier besonders gut anzubieten. Konsequente Überwachung, drastische Bestrafung und „hartes Durchgreifen“ statt Nachsicht scheint Erfolg zu garantieren. Dass eine derartige Kriminalitätsbekämpfung durchaus Kriminalität schafft, musste kürzlich die hessische CDU-Regierung zur Kenntnis nehmen.²

Die oben dargelegte These von Bauman, dass Ängste jeweils epochal neu erschaffen werden, ähnelt einem Erklärungsansatz des Kultursoziologen Norbert Elias. In seinem Entwurf einer Theorie der Zivilisation unterstellt Elias (1994) einen gesellschaftlichen Prozess, der seit dem Mittelalter mit

2 Die Intensivierung der Überwachungsarbeit im Drogenmilieu und bei der Leistungsschleichung (Schwarzfahren) hat die Deliktzahlen in diesen Bereichen deutlich erhöht. Und zugleich konnte die Aufklärungsquote erhöht werden, da hier die Aufdeckung eines Deliktes mit der Feststellung eines Täters einhergeht.

Abbildung 3: Fahndung schafft Delikte
(Quelle: TAZ-Archiv 1986-2004)



einer intensiven Verstärkung des individuellen Selbstzwanges und der Affektkontrolle einherging. Die von Elias für den europäischen Raum ausführlich beschriebene Veränderung der gesellschaftlichen Umgangsformen, die auf der Grundlage der Verfestigung der Affektkontrolle zugleich eine Reduzierung gewalttätiger Handlungen mit sich brachte, drückt sich heute in einer zunehmend negativen Bewertung tatsächlichen und potentiell gewaltimmanenter verbalen und körperlichen Verhaltens aus.

Die negative Bewertung gewalttätigen Verhaltens und die daraus resultierenden individuellen Unsicherheitsempfindungen und Ängste sind aber nicht identisch. Wie hängen *Bewertung* einerseits und *Empfindung* andererseits zusammen, wie können negative Bewertungen Angst erzeugen?

Die Angst vor dem Fremden – die Angst vor dem Fremden in mir

3. These: Die Verinnerlichung ehemals externer gesellschaftlicher Normen und Regeln ist den Menschen derart zur *zweiten Natur* geworden, dass allein die Wahrnehmung *unzivilisierten* Verhaltens *Scham- und Peinlichkeitsängste* erzeugt. Diese Ängste sind Ausdruck der Angst, diesen Regeln persönlich nicht gerecht werden zu können.

Nach Elias hat sich die Verinnerlichung der ehemals äußerlichen Normen und Regelungen derart verselbständigt, dass die Menschen sich nun gegenseitig beim Umgang miteinander in einer Art und Weise erleben, die für historische Epochen fehlte, in welchen Menschen ausgeprägt gewalttätige und häufig unabwendbare Bedrohungen von außen zu erwarten hatten: „Die unmittelbare Angst, die der Mensch dem Menschen bereitet, hat abgenommen und im Verhältnis zu ihr steigt nun die durch Auge und Über-Ich vermittelte, die innere Angst.“ Die Menschen werden „allmählich immer empfindlicher gegen alles, was an Angriff erinnert. Schon die Geste des Angriffs röhrt an die Gefahrenzone.“ (Elias 1994: 407)

Es bedarf nach dem Ansatz von Elias nicht mehr einer wie auch immer gefassten Möglichkeit tatsächlicher Bedrohung. Allein die Wahrnehmung von „unzivilisierten“ Verhaltensweisen, z.B. das ziellose Herumlungern auf öffentlichen Plätzen (Kruse/Graumann 1978), lautstarkes verbales Agieren, der Konsum illegaler Drogen, erzeugen gerade bei Menschen, die die gesellschaftlichen Regeln und Normen besonders stark internalisiert haben, Scham- und Peinlichkeitsängste. Es ist nicht der extensive Konsum von Alkohol im öffentlichen Raum, der ängstigt. Es ist die Angst, mit den sichtbaren Folgen der Suchtproblematik selbst konfrontiert zu sein, es ist die Angst vor der möglichen *eigenen* soziale Verwahrlosung und dem drohenden gesellschaftlichen Ausschluss, mit dem derartige Normabweichungen geahndet werden. Diese psychosoziale Veränderung der Gefühlswelt der Menschen ist zugleich Ursache

Abbildung 4: Ohne Titel (Foto: Ulrich Bösebeck)



che dafür, dass in der Diskussion des Unsicherheitsempfindens eine zunehmende Verschmutzung der Städte wahrgenommen wird, obgleich diese noch nie derart sauber waren wie heute, dass die narzisstische Zurschaustellung privater und intimer Verhaltensweisen im öffentlichen Raum zunehmend als Verfall kultureller Werte interpretiert wird.

Ein weiterer Aspekt scheint mir zur Entschlüsselung des Themas wichtig und begründet meine vierte These.

Die Mär der gefährlichen Stadt ...

4. These: Seit dem Niedergang des Absolutismus und Feudalismus gilt die Stadt als *Ort des kulturellen Verfalls*, der *Krankheit*, der *Künstlichkeit* und der *Kriminalität* – und beinhaltet gleichzeitig die *Utopie der Emanzipation*.

Die Diskussion um mögliche Gefährdungen im öffentlichen Stadtraum ist untrennbar verkettet mit unserem gesellschaftlichen Bild von Stadt. Nicht nur in Deutschland gilt die Stadt seit dem Niedergang des Absolutismus und Feudalismus als Ort des kulturellen Verfalls, der Krankheit, der Künstlichkeit und der Kriminalität. Die Auflösung der als von „Gott gegebenen Ordnung“ zwischen Herrschenden und Beherrschten, zwischen Männern und Frauen ging einher mit ausgeprägten individuellen Verunsicherungen, deren Ursache als städtische Phänomene ausgemacht wurden.

In der belletristischen wie auch wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Stadt hat die Gleichung „Stadt = Unsicherheit“ eine lange Tradition. Von der „Unnatürlichkeit“ der Stadt bei Riehl (1935), den Hasstiraden Rudorffs (1901) zu Beginn des letzten Jahrhunderts gegen Materialismus und Unkultur, dem „Steinkoloss“ Spenglars (1973) bis zu Mitscherlichs „Unwirtlichkeit“ (1978), wird die Stadt durch Krankheit, Kriminalität, Aufruhr, Anonymität und Einsamkeit gekennzeichnet. Die Botschaft in Spyris Kinderbuch „Heidi“ (o.J.), dass die gesunde Luft, genossen zwischen erd- und heimatverbundenen Menschen in den stadtfernen Bergen, selbst schwere körperliche Beeinträchtigungen heilen kann, lernen wir nicht nur aus diesem Text. Aktualisiert wird das Bild der in vielfacher Hinsicht „kranken“ Stadt in späteren Lebensphasen durch den Konsum von Romanen und Filmen. Versuche, dieses Zerbild zu korrigieren, erinnert sei hier an Bahrds (1969) stadtsoziologischen Klassiker, zeigten nur wenig Erfolg.

Nach dem Verbllassen der Versprechungen der Nachkriegsmoderne in den 1970er Jahren hat die Ökologiebewegung mit ihrer ausgeprägten Feindschaft gegen die Stein- und Betonwüste Stadt und ihrer autoritären Naturromantik dieses Bild von Stadt erneut in der öffentlichen Debatte verfestigt: Gesundheit und Ordnung, Lebensfreude und Gemeinschaft kann es nur außerhalb der steinernen, menschenfeindlichen Stadt geben.

... und die Utopie der Emanzipation

Und gleichzeitig gilt die Stadt als Ort der politischen Emanzipation: der Emanzipation des Wirtschaftsbürgers, des Bourgeois, von den geschlossenen Kreisläufen des ganzen Hauses zur offenen Organisation der Ökonomie als Marktwirtschaft und zugleich der politischen Emanzipation des Bürgers, des Citoyen, von den feudalistischen Herrschaftsverhältnissen zur Stadtgesellschaft der freien Bürger. Die europäische Stadt beinhaltet nach Siebel (2004) das Versprechen, als Städter sich aus beengten ökonomischen, politischen und sozialen Verhältnissen befreien zu können. Darin besteht die Utopie der Stadt. Und daher waren und sind es stets die Aufgewecktesten und Aufstiegsorientiertesten, die es in die Stadt zieht, um dort ihr Glück zu machen. Dort begegnen sie sich als Fremde, da Stadtleben vorwiegend unter Fremden stattfindet.

Wie also sollte die Stadt, seit jeher auf Zuwanderung angewiesen und damit der Konfrontation mit den Fremden ausgesetzt, sicher sein? Wie sollten wir uns sicher fühlen, wenn die Sicherheit unseres Alltags, die Verbindlichkeit unserer Überzeugungen und unseres Glaubens durch die Fremden mit ihrem fremden Aussehen, ihren fremden Verhaltensweisen und Gefühlswelten alltäglich in Frage gestellt wird? Diese Unsicherheit ist dabei nicht nur der Irritation durch die fremden Migranten geschuldet, die Konfrontation mit den uns fremden Verlierern einer konkurrenzbetonten, kapitalistischen Wirtschaftsordnung verweist auf die Fragilität unserer (bislang) gesicherten Existenz. Das alltägliche Zusammentreffen mit dem Fremden entbehrt der Romantik folkloristischer Urlaubsexotik. Stadtluft ist daher nicht nur ungemütlich, sie macht auch unsicher.

Dass derartige Ängste gerade während und in Folge gravierender gesellschaftlicher Umbrüche virulent werden hatte ich mit Verweis auf Joachim Schlör bereits ausgeführt. Nach Schlör fokussieren sich diese Irritation wesentlich auf den öffentlichen städtischen Raum in den dunklen Abend- und Nachtstunden. Was ist das Besondere des öffentlichen Raumes, welches ihn derart furchtbehaftet erscheinen lässt?

Der öffentliche Stadtraum ist der Ort der Konfrontation mit dem Fremden

5. These: Der öffentliche Stadtraum, der Ort der *Konfrontation mit dem Fremden*, der Ort der *Ambivalenz von Freiheit und Unsicherheit* ruft insbesondere Unsicherheit und Ängste hervor.

Das Zusammentreffen mit dem Fremden findet nicht in der Privatheit unserer Wohnungen statt. Es ist der öffentliche Stadtraum, wo wir die Irritationen der Konfrontation ertragen müssen. Menschen mögen sich zurückziehen in fremdenfreie Quartiere und Siedlungen der Wohlhabenden und Gutsituierten, sie mögen die Quartiere der Migranten und Armen meiden, in der Nutzung des öffentlichen Stadtraums müssen sie mit deren Anwesenheit zurechtkommen. Das von Simmel für den öffentlichen Stadtraum konstatierte stilisierte Verhalten der Blasiertheit, Gleichgültigkeit und Intellektualität des Stadtbürgers mag auf der Grundlage einer abgesicherten bürgerlichen Existenz adäquat sein. Was aber, wenn diese Grundlage fragil, nicht mehr verlässlich erscheint?

In seinen Essays zu postmodernen Lebensformen verweist Zygmunt Bauman auf die für das Stadtleben typische fragile Ambivalenz zwischen Freiheit und Unsicherheit. Freiheit basiert auf der Unbestimmtheit, der Offenheit für das Fremde und ist zugleich Ursache permanenter Unsicherheit. Da beide nur zusammen existieren können – weil „Freiheit ohne Gemeinschaft Wahnsinn, Gemeinschaft ohne Freiheit hingegen Knechtschaft bedeutet“ –, besteht die Schwierigkeit darin, „von der Freiheit gerade so viel zu opfern, wie nötig ist, um die Qual der Unsicherheit erträglich zu machen.“ (Bauman 1997: 206) Jede Reglementierung des (Unsicherheit stimulierenden) Fremden muss daher mit der Einschränkung der angestrebten Freiheit einhergehen und das Urbane des Städtischen untergraben. Kann es demnach Urbanität nicht ohne Unsicherheit im öffentlichen Stadtraum geben, müssen wir mit der Unsicherheit leben, wenn wir auf das Städtische nicht verzichten wollen?

Wie umgehen mit dem Unsicherheitsempfinden im öffentlichen Raum?

Aus den oben dargelegten Überlegungen scheinen mir folgende Schlussfolgerungen nahe liegend, wie mit dem Unsicherheitsempfinden umzugehen sein sollte.

1. Urbanität, das Städtische, ist ohne Irritation und Unsicherheit nicht zu haben.
2. Die geäußerten Unsicherheiten werden besonders dann thematisiert, wenn den Menschen ihre Sicherheit in der Zukunft insgesamt unsicher erscheint.
3. Diese Unsicherheit bezieht sich vorwiegend auf den öffentlichen Raum, da dies der Ort der zwangsläufigen Konfrontation mit dem irritierenden Fremden ist.

Wenn es Sicherheit und Unsicherheit im absoluten Sinne nicht geben kann, sondern diese als Ausdruck gesellschaftlicher Konstruktionen gelesen werden müssen, wie gehen wir dennoch mit dem insbesondere bei Frauen weit verbreiteten Gefühl der Unsicherheit bei der Nutzung des städtischen Raumes um? Die offensichtliche Diskrepanz zwischen dem Ausmaß realer Gefährdung im öffentlichen Stadtraum und deren subjektiven Beurteilung darf keineswegs den Anlass liefern, sich damit nicht zu beschäftigen. Urbanität erfordert ein gewisses Ausmaß an subjektivem Sicherheitsgefühl bei der Nutzung des Stadtraumes. Diese Diskrepanz muss gerade Ansporn sein, sich damit auseinanderzusetzen, denn wenn der öffentliche Raum gerade nicht der Raum der Gefährdung insbesondere von Frauen und Mädchen ist, so erscheint mir der Appell an die Stadtpolitik und die Stadtplanung, die Stadt für diese Gruppen sicherer zu machen, nicht nur fraglich, ich halte ihn sogar für kontraproduktiv und schädlich.

Wurde in der feministischen Debatte ursprünglich die Form der Gewalt als Ausdruck patriarchaler Herrschaft bzw. eines hierarchischen Geschlechterverhältnisses verstanden, so ist inzwischen die Debatte zur schlichten Angstraumdebatte mutiert. Dass in der Nutzung und Aneignung des öffentlichen

städtischen Raumes sich gesellschaftliche Herrschaftsverhältnisse symbolisch abzeichnen (Bourdieu 1991) und dadurch die strukturelle Ausgrenzung von Frauen und Mädchen stabilisiert wird, wird inzwischen kaum mehr thematisiert – ebenso wenig wie die zunehmende Ausgrenzung stigmatisierter Randgruppen aus dem öffentlichen Raum der Innenstädte.

Ruth Becker kritisiert völlig zu Recht die Delegation des Sicherheitsbedürfnisses der ängstlichen Frauen an die männlichen Kavaliere in der kommunalen Planung und Politik, die mit Frauenparkplätzen, Nachtaxen, Verstärkung der Beleuchtung und Reduktion des städtischen Grüns ein frauenfeindliches, gesellschaftliches Bild von Weiblichkeit stabilisieren. Der ursprüngliche Elan, der über die Eroberung des öffentlichen städtischen Raumes hinauswies, scheint der Angst vor der eigenen Emanzipation gewichen zu sein.

Meines Erachtens bedarf es daher der Entwicklung einer (psychischen) Disposition, die ich *urbane Kompetenz* nennen möchte. Urbane Kompetenz soll nicht nur Frauen und Mädchen befähigen, den öffentlichen Raum mit möglichst *geringem Risiko* zu nutzen. Fokussiert man im Sinne von Ruhne auf das Risiko, so „zentriert sich die Perspektive nicht mehr nur auf eine immer mögliche *Gefahr*, sondern gleichzeitig gerät nun auch die *Chance* der Nutzung des öffentlichen Raumes in den Blick. [...] Der Begriff des Risikos impliziert hier deutlich erweiterte Perspektiven und Handlungsmöglichkeiten allein schon durch eine veränderte Konzeptualisierung im Lösungsansatz: Risiken sind *auch*, Gefahren hingegen *nur* bedrohlich.“ (Ruhne 2002: 68)

Eine derartige Konzeptualisierung des öffentlichen Raumes im Sinne einer *Ambivalenz von Chance und Gefahr*, die weniger auf die mögliche Gefährdung als auf die Herausforderung abhebt, erfordert jedoch einen radikalen Bruch mit der Fiktion einer erhöhten Gefährdung. Dem widersprechen keineswegs die unzähligen Befragungen von Frauen, in denen deren *subjektive Einschätzungen* zum *quasi-objektiven Tatbestand* umgedeutet wurde: Wenn Frauen sich mehrheitlich unsicher fühlen, so wird dies sicher seine Berechtigung haben, lautet deren implizite Botschaft. Auch der aktuelle sicherheitstechnische Aktionismus in den Kommunen muss die Unterstellung eines

unsicheren städtischen Raumes eher stärken als in Zweifel ziehen.

Den Erwerb urbaner Kompetenz möchte ich nicht als Privatangelegenheit verstanden wissen, der in Form martialischer Selbstverteidigungstechniken erlernt werden könnte, sondern als kollektiven und zugleich emanzipatorischen Lernprozess, eingebunden in eine zivile Gesellschaft.

Demokratische Teilhabe gibt Sicherheit

In Untersuchungen zur Erfassung von Unsicherheit im städtischen Raum wird häufig ein Aspekt benannt, der in deren Schlussfolgerungen kaum als wichtig erachtet wird: Die Menschen fühlen sich offensichtlich um so unsicherer und ängstlicher, je mehr sie das Gefühl haben, dass das Quartier oder die Nachbarschaft, in der sie leben, sich in einem sozialen und baulichen Verfallsprozess befindet, je mehr sie das Gefühl haben, dass sich die kommunale Politik für diese Entwicklung nicht interessiert und je weniger sie für sich selbst die Möglichkeit einer aktiven Einflussnahme im positiven Sinne sehen. Umgekehrt gilt, dass je ausgeprägter eine mögliche Einflussnahme auf die Gestaltung des Alltags beurteilt wird, die sich in zahlreichen Zusammenschlüssen, in einer breiten Palette von Vereinen und Clubs, ausgeprägtem Vertrauen und gegenseitiger Solidarität niederschlägt, um so geringer ist die Angst vor einer negativen persönlichen Zukunft wie auch vor Konfrontationen mit kriminellen Delikten.

Die Relevanz sozialer Zusammenschlüsse und die damit einhergehende soziale Einbettung für das Empfinden von sozialer Sicherheit hat der amerikanische Soziologe Putnam bei seinen langjährigen Forschungen in Italien entschlüsselt und in weiteren Untersuchungen untermauert (Putnam 1993; 1995).

Es muss daher eine vordringliche kommunalpolitische Aufgabe sein, die Rahmenbedingungen und Möglichkeiten des aktiven Eingreifens der Menschen zu ermöglichen. In erster Linie

ist dafür nicht Geld nötig. Es bedarf produktiver Ideen und Konzepte, die die gesellschaftspolitische Relevanz der vielfältigen sichtbaren wie unsichtbaren sozialen Netzwerke in den Quartieren zur Kenntnis nehmen und diese unterstützen.

Es ist gerade die aktive Teilnahme an der Gestaltung des Alltags im Rahmen sozialer Netzwerke, worin sich gegenseitiges Vertrauen und Solidarität entwickeln und welche die vielfältigen Unsicherheiten und Ängste dämpfen können. Die Delegation von Problemlösungen an staatliche Stellen zementiert nicht nur Abhängigkeiten, sondern stabilisiert zugleich Unsicherheiten und Ängste. Es muss daher das Anliegen eines demokratischen Gemeinwesens, die Aufgabe einer aufgeschlossenen und zukunftsorientierten Stadtpolitik und Stadtplanung sein, diese Variante gesellschaftlicher Demokratisierung zu aktivieren, damit die Stadt auch in Zukunft eine ihrer wesentlichen Aufgaben gerecht werden kann, nämlich fremde Menschen, Ideen, Kulturen und Verhaltensweisen produktiv zu integrieren.

Die Förderung der aktiven Teilnahme an der Gestaltung des Alltags darf sich jedoch nicht auf das unmittelbare Umfeld reduzieren. Wenn den Menschen mit dem unentzerrbaren Schicksal „Globalisierung“ gedroht und ihnen damit die Perspektive für eine positive Zukunft geraubt wird, wenn mit Verweis auf die Bedrohung aus dem „Osten“ (billigere Konkurrenz in Polen, Indien, China usw.) die fortwährende Senkung der Einkommen eingefordert, der massenhaften Abbau von Arbeitsplätzen praktiziert und damit die soziale Spaltung der Gesellschaft vorangetrieben wird, wenn sich die ökonomisch und politisch Mächtigen der Verantwortung für eine solidarische Gesellschaft entziehen und die individuelle Daseinsvorsorge einem unberechenbaren Markt überlassen möchten, dann sollten es nicht verwundern, dass diffuse Ängste wuchern und auf Grund der empfundenen Unentzerrbarkeit des Schicksals auf handhabbarere Objekte projiziert werden. Die Furcht vor einer angeblich gestiegenen Kriminalitätsbedrohung scheint identifizierbar und durch entsprechende Reaktionen der Verantwortlichen bearbeitbar.

Die Intensivierung und Ausweitung von sicherheitstechnischen Maßnahmen wie Videoüberwachung, personeller Ver-

Abbildung 5: Tausche Bürgerrechte gegen mehr Sicherheit
(Quelle: Cozaci 2005)



stärkung und Aufgabenerweiterung der Polizei und Sicherheitsdienste, Einführung biometrischer Kenndaten, Versprechen des harten Durchgreifens usw. sind die Versprechungen einer politischen und ökonomischen Machtelite, die den Menschen das Vertrauen in ihre Zukunft genommen haben. Diese Versprechungen genießen aktuell eine weit verbreitete Glaubwürdigkeit. Um die Ängste menschlicher Existenz zu dämpfen, bedarf es jedoch der Zuversicht der Individuen in die Ein gebundenheit in ein verlässliches System gegenseitiger solidarischer Absicherung in Krisenfällen und bei individuellen Schicksalsschlägen.

Literatur

- Bahrdt, Hans Paul (1969): Die moderne Großstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau, Hamburg: Christian Wegener Verlag.
- Bauman, Zygmunt (1997): Flaneure, Spieler und Touristen: Essays zu postmodernen Lebensformen, Hamburg: Hamburger Edition.
- Becker, Ruth (2000): Riskante Sicherheiten: Von gefährlichen Orten und sicheren Räumen. Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien 18 (4), S. 49-65.
- Beste, Hubert (2000): Morphologie der Macht: Urbane „Sicherheit“ und die Profitorientierung sozialer Kontrolle, Opladen: Leske + Budrich.
- Bonß, Wolfgang (1997): Die gesellschaftliche Konstruktion von Sicherheit. In: Ekkehard Lippert/Andreas Prüfert/Günther Wachtler (Hg.), Sicherheit in der Gesellschaft, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 21-41.
- Bourdieu, Pierre (1991): Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum. In: Martin Wentz (Hg.), Stadt-Räume. Frankfurt a.M., S. 25-34.
- Cozacu, Nel (2005): Tausche Bürgerrechte gegen mehr Sicherheit. die tageszeitung vom 12. Mai 2005.
- Davis, Mike (1998): Ecology of Fear. Los Angeles and the Imagination of Disaster, New York: Metropolitan Books.
- Elias, Norbert (1993¹⁸): Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen, Erster Band: Wandlungen des Verhaltens in den weltlichen Oberschichten des Abendlandes, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Elias, Norbert (1994¹⁸): Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen, Zweiter Band: Wandlungen der Gesellschaft, Entwurf einer Theorie der Zivilisation, Frankfurt: Suhrkamp.
- Kruse, Lenelis/Graumann, Carl F. (1978): Sozialpsychologie des Raumes und der Bewegung. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 20: Materialien zur Soziologie des Alltags, S. 177-219.

- Mitscherlich, Alexander (1978): Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden, Frankfurt: Suhrkamp.
- Putnam, Robert D. (1995): *Bowling alone: America's Declining Social Capital*. Journal of Democracy 6 (1), S. 65-78.
- Putnam, Robert D. (1993): *Making Democracy Work: Civic Traditions in Modern Italy*, Princeton: Princeton University Press.
- Richter, Horst-Eberhard (2000): *Umgang mit Angst*, München: Econ-Taschenbuch-Verlag.
- Riehl, Wilhelm H. (1935): *Die Naturgeschichte des deutschen Volkes*, Leipzig: Kröner Verlag.
- Rudorff, Ernst (1901): *Heimatschutz*, Leipzig und Berlin.
- Ruhne, Renate (2002): „Sicherheit“ ist nicht die Abwesenheit von „Unsicherheit“ – Die soziale Konstruktion geschlechtsspezifischer (Un)Sicherheiten im öffentlichen Raum. In: Norbert Gestring/Herbert Glasauer/Christine Hannemann/Werner Petrowsky/Jörg Pohlan (Hg.), *Jahrbuch StadtRegion 2002: Die sichere Stadt*, Opladen: Leske + Budrich, S. 55-73.
- Schlör, Joachim (1994): Über die Rede von der Unsicherheit und ihre Gefahren. Nachrichten aus vergangenen und gegenwärtigen Großstadtnächten. *Stadtbauwelt* 122, S. 1339-1345.
- Schreyogg, Friedel (1989): Tatorte. Orte der Gewalt im öffentlichen Raum. *Bauwelt* (6), S. 196-209.
- Siebel, Walter (2004): Einleitung: Die europäische Stadt. In: Walter Siebel (Hg.), *Die europäische Stadt*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 11-50.
- Spengler, Oswald (1973): *Der Untergang des Abendlandes. Umrisse einer Morphologie der Weltgeschichte*, Nachdruck, München: Verlag Beck.
- Spyri, Johanna (o.J.): Heidi. Heidis Lehr- und Wanderjahre. Heidi kann brauchen, was sie gelernt hat, Wien: Tosa Verlag.